

dtv

Edgar Allan Poe

Unheimliche Geschichten

Herausgegeben von Charles Baudelaire

Aus dem amerikanischen Englisch
übersetzt von Andreas Nohl

dtv

Die vorliegende Auswahl basiert auf den *Histoires extraordinaires*,
die Charles Baudelaire 1856 bei Michel Lévy in Paris
herausgegeben hat. Die französischen Texte von Baudelaire
hat Kristian Wachinger übersetzt. Grundlage der Übersetzung
aus dem amerikanischen Englisch sind
The Complete Works of Edgar Allan Poe,
hrsg. von James A. Harrison,
New York 1902 (Nachdruck: New York 1965).

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Neuübersetzung
2. Auflage 2018
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München 2017
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28118-8

Inhalt

Unheimliche Geschichten

Der Doppelmord in der Rue Morgue	9
Der entwendete Brief	57
Der Gold-Skarabäus	83
Ente einer Ballonfahrt	131
Das beispiellose Abenteuer eines gewissen Hans Pfaall	151
»Manuskript in Flasche gefunden«	209
Ein Sturz in den Malstrøm	225
Die Fakten im Fall von M. Valdemar	249
Mesmerische Offenbarung	263
Eine Geschichte aus den <i>Ragged Mountains</i>	279
Morella	295
Ligeia	305
Metzengerstein	327

Anhang

Texte von Charles Baudelaire	343
Widmung mit Gedicht von E. A. Poe	345
An Maria Clemm	347
Edgar Poe, Leben und Werk	351
Zu <i>Hans Pfaall</i>	381
Zu <i>Mesmerische Offenbarung</i>	385
 Zu dieser Ausgabe	 389
 Nachwort	 391
Zur Übersetzung	403
Anmerkungen	405

Unheimliche Geschichten

Welches Lied die Sirenen sangen oder
welchen Namen Achill annahm, als
er sich unter den Frauen versteckte,
das gibt zwar Rätsel auf – aber man
kann immerhin Vermutungen darüber
anstellen.

Sir Thomas Browne

Die geistigen Funktionen, die man die analytischen nennt, sind selber der Analyse nur schwer zugänglich. Wir können sie lediglich an ihren Wirkungen messen. Wir wissen, neben anderem, dass sie demjenigen, der sie in hohem Grade besitzt, stets eine Quelle lebhaftesten Vergnügens sind. Wie der Kraftprotz sich seiner körperlichen Fähigkeiten erfreut und Übungen genießt, die seine Muskeln beanspruchen, so blüht der Analytiker bei der geistigen Tätigkeit des Entschlüsselns auf. Ihn beglücken schon die belanglosesten Aufgaben, in denen seine Begabung zur Geltung kommt. Er liebt Rätsel, Scharaden, Hieroglyphen und zeigt in deren Auflösung und Entzifferung ein Maß an Scharfsinn, das der gewöhnlichen Auffassungsgabe übernatürlich vorkommt. Seine Ergebnisse, die sich zuinnerst einem methodischen Vorgehen verdanken, haben dennoch das *flair* der Intuition.

Die Fähigkeit der Auf-Lösung wird möglicherweise durch das mathematische Studium verstärkt, und zwar vor allem durch dessen höchsten Zweig, der zu Unrecht und nur aufgrund seiner

rückwärts gewandten Rechenoperationen, als sei er deren reinste Verkörperung, Analysis genannt wird. Doch Rechnen ist nicht identisch mit Analysieren. Ein Schachspieler zum Beispiel tut das eine, ohne sich um das andere zu kümmern. Daraus folgt, dass das Schachspiel in seiner Wirkung auf die Intelligenz deutlich überschätzt wird. Ich habe hier aber keineswegs vor, eine wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben, sondern stelle schlicht einer in mancherlei Hinsicht absonderlichen Erzählung eher zufällige Beobachtungen voran.

Ich möchte also bei dieser Gelegenheit behaupten, dass die höheren geistigen Funktionen des reflexiven Intellekts entschiedener und nützlicher bei dem unscheinbaren Damespiel zur Anwendung kommen als bei sämtlichen elaborierten Kapriolen des Schachspiels. Bei Letzterem, wo die Figuren unterschiedliche und *bizarre* Bewegungen ausführen und verschiedene und wechselnde Werte haben, wird das, was lediglich komplex ist, fälschlich (ein weit verbreiteter Irrtum) für geistig tief gehalten. Eine wesentliche Rolle spielt hier die *Aufmerksamkeit*. Wenn sie nur für einen Augenblick nachlässt, wird etwas übersehen, und das kann zu Verlust oder Niederlage führen. Da die möglichen Züge nicht nur vielfältig, sondern auch verwickelt sind, potenziert sich ein solcher Fehler, und in neun von zehn Fällen ist es eher der konzentrierte als der scharfsinnige Spieler, der den Sieg davonträgt. Beim Damespiel hingegen, wo es nur *eine* Art von Zügen mit *wenigen* Variationen gibt, ist die Wahrscheinlichkeit einer Unachtsamkeit deutlich geringer, und da die Aufmerksamkeit vergleichsweise wenig beansprucht wird, entstehen die Vorteile durch den überlegenen Scharfsinn der einen oder anderen Partei. Um es konkreter zu machen, wollen wir uns ein Damespiel vorstellen, bei dem die Spielsteine auf vier Damen reduziert sind und demzufolge keine Unachtsamkeit zu erwarten ist. Es liegt auf der Hand, dass der Sieg (die Spieler sind gleich stark) nur durch einen exzellenten Zug, das Ergebnis einer großen intellektuellen Anstrengung, her-

beigeführt werden kann. Gewöhnlicher Hilfsmittel beraubt, versetzt sich der Analytiker in die Gedankengänge seines Gegners, identifiziert sich damit und erkennt so nicht selten mit einem Blick den einzigen Weg (der manchmal sogar absurd einfach ist), wie er ihn zu einem Lapsus oder einer Fehleinschätzung verführen kann.

Seit Langem wird Whist für seinen förderlichen Einfluss auf das sogenannte rechnerische Vermögen gerühmt, und Männer von höchster Intelligenz finden, wie man weiß, ein anscheinend unerklärliches Vergnügen daran, während sie Schach als albern Spiel abtun. Ohne Zweifel gibt es nichts Vergleichbares, was die analytischen Fähigkeiten so stark fördert. Der beste Schachspieler der Christenheit ist vermutlich wenig mehr als der beste Spieler des Schachspiels; aber die Kompetenz im Whist ermöglicht einen Erfolg in all jenen bedeutenderen Bereichen, wo sich Verstand mit Verstand misst.

Wenn ich von Kompetenz spreche, meine ich damit jene Perfektion im Spiel, welche die souveräne Beherrschung *aller* Mittel voraussetzt, aus denen sich ein legitimer Vorteil ziehen lässt. Diese sind nicht nur mannigfach, sondern auch vielgestaltig und finden sich häufig in entlegenen Winkeln des Denkens, die dem gewöhnlichen Verstand unzugänglich sind.

Wenn man aufmerksam beobachtet, erinnert man sich genau, und insofern wird sich der Schachspieler beim Whist gut schlagen, wobei die Hoyle'schen Regeln (die auf dem schlichten Mechanismus des Spiels basieren) hinreichend und allgemein verständlich sind.

So gelten ein aufnahmefähiges Gedächtnis und ein Vorgehen »nach Lehrbuch« als die Summe eines guten Spiels. Doch erst jenseits der Grenzen des bloßen Regelwerks kommt die Fähigkeit des Analytikers zur Geltung. Er stellt stillschweigend eine Vielzahl von Beobachtungen und Schlussfolgerungen an. Das tun vielleicht auch seine Mitspieler; doch der Unterschied in der

Menge der gewonnenen Informationen liegt nicht so sehr in der Stichhaltigkeit der Schlussfolgerungen als vielmehr in der Qualität der Beobachtungen. Es geht um das Wissen, *was* man beobachten muss. Unser Spieler setzt sich keinerlei Grenzen; auch verzichtet er nicht darauf, nur weil das Spiel im Zentrum steht, seine Schlüsse aus Dingen abzuleiten, die nicht unmittelbar zum Spiel selbst gehören. Er studiert den Gesichtsausdruck seines Partners und vergleicht ihn sorgfältig mit dem der Gegenspieler. Er achtet darauf, wie die anderen ihre Karten sortieren; häufig zählt er Trumpf für Trumpf und Bild für Bild anhand ihrer Blicke auf jede einzelne Karte. Er sieht jede mimische Veränderung, während das Spiel fortschreitet, und gewinnt eine Fülle von Einsichten aufgrund der unterschiedlichen Regungen, in denen sich Sicherheit, Überraschung, Triumph oder Enttäuschung zeigen können. Aus der Art, wie eine Person einen Stich an sich nimmt, urteilt er, ob sie einen nächsten machen wird. Er durchschaut eine Finte durch die Art, wie eine Karte auf den Tisch geworfen wird. Ein beiläufiges oder unachtsames Wort; das versehentliche Fallenlassen oder Umdrehen einer Karte und der Schreck oder die Nachlässigkeit, mit der sie vor den Blicken verborgen wird; das Zählen der Stiche und die Reihenfolge, in welcher sie einsortiert werden; Verlegenheit, Zögern, Ungestüm oder Beklommenheit – alles das enthält für seine scheinbar intuitive Wahrnehmung Hinweise auf den tatsächlichen Stand der Dinge. Nach den ersten zwei oder drei Runden kennt er das Blatt jedes Spielers genau, und ab da legt er seine Karten mit einer so souveränen Präzision ab, als hielten die übrigen Beteiligten ihre Karten offen in der Hand.

Die Fähigkeit zur Analyse sollte nicht mit schlichter Kreativität verwechselt werden; denn während der Analytiker selbstverständlich scharfsinnig sein muss, ist dem Kreativen die Analyse oft bemerkenswert unzugänglich. Die konstruktive oder kombinatorische Fähigkeit, in der sich Kreativität gewöhnlich zeigt und der die Phrenologen (meiner Meinung nach irrtümlich) ein besonde-

res Organ zuweisen, im Glauben, es sei eine primitive Fähigkeit, wird so häufig bei Personen beobachtet, deren Verstand in anderen Belangen an Idiotie grenzt, dass der Tatbestand das allgemeine Interesse enzyklopädistischer Autoren gefunden hat. Zwischen Kreativität und analytischer Fähigkeit besteht allerdings ein weitaus größerer Unterschied als zwischen Vorstellungskraft und Phantasie, wenn auch in analogem Sinn. In der Tat wird sich erweisen, dass kreative Menschen stets Vorstellungskraft haben, während Menschen mit *wahrer* Phantasie immer auch analytisch denken.

Die folgende Erzählung wird dem Leser wie eine Art Kommentar zu diesen vorgestellten theoretischen Auslassungen erscheinen.

Als ich im Frühling und einem Teil des Sommers 18** in Paris lebte, machte ich dort die Bekanntschaft eines gewissen Monsieur C. Auguste Dupin. Dieser junge Gentleman entstammte einer sehr guten, um nicht zu sagen illustren Familie, war allerdings durch widrige Umstände so verarmt, dass seine Lebensgeister erlahmten und er aufhörte, sich in Gesellschaft zu begeben oder sich um die Wiedererlangung seines Vermögens zu kümmern. Dank der Großzügigkeit seiner Gläubiger blieb ihm ein kleiner Teil des väterlichen Erbes erhalten, und mit dem Einkommen, das ihm daraus erwuchs, gelang es ihm bei eiserner Sparsamkeit, das Lebensnotwendige zu beschaffen, ohne sich mit Überflüssigem zu belasten. Bücher waren in der Tat sein einziger Luxus, und an die kommt man in Paris leicht heran.

Unsere erste Begegnung fand in einer obskuren Bibliothek in der Rue Montmartre statt, wo der Zufall es wollte, dass wir auf der Suche nach dem gleichen sehr seltenen und wichtigen Buch waren und so miteinander ins Gespräch kamen. Wir trafen uns immer wieder. Ich interessierte mich sehr für die kleine Familienhistorie, die er mir mit der ganzen Freimütigkeit auseinandersetzte, zu der ein Franzose fähig ist, wenn es um nichts als um ihn selber geht. Zugleich war ich erstaunt über das enorme Ausmaß

seiner Belesenheit; doch vor allem faszinierte mich die Leidenschaft und frische Lebendigkeit seiner Phantasie. Da ich in Paris nun einmal auf der Suche nach besonderen Erfahrungen war, schien mir die Gesellschaft eines solchen Mannes unbezahlbar. Und diesen Eindruck gestand ich ihm ganz offen. Schließlich kamen wir überein, während meines Aufenthalts in Paris eine Unterkunft zu teilen, und da meine finanziellen Verhältnisse weniger bedrängt waren als die seinigen, wurde mir gestattet, die Kosten für Miete und Möblierung zu übernehmen – Letztere in einem Stil, der zur grillenhaften Düsternis seines wie meines Naturells passte. Das Haus selbst war eine vom Zahn der Zeit angenagte und mit allerlei groteskem Zierrat versehene Villa, die aufgrund irgendwelcher abergläubischen Ängste, nach denen wir uns nicht weiter erkundigten, schon lange leer stand und in einer abgelegenen und heruntergekommenen Gegend des Faubourg Saint-Germain ihrem Verfall entgegenwitterte.

Wäre unser Lebenswandel dort der Außenwelt bekannt gewesen, man hätte uns für verrückt gehalten – wenn auch vielleicht für harmlose Verrückte. Unsere Abgeschiedenheit war vollkommen. Wir empfangen keine Besuche. Ich hatte unseren Rückzugsort sogar vor meinem ehemaligen Bekanntenkreis sorgsam geheim gehalten. Und es war viele Jahre her, dass Dupin Paris wahrgenommen hatte oder in Paris wahrgenommen worden war. Wir lebten nur in uns selbst.

Es war eine Marotte meines Freundes (denn wie sonst soll ich es nennen?), dass er die Nacht um ihrer selbst willen liebte, und auf diesen *Spleen*, wie auch auf seine anderen Eigenarten, ließ ich mich stillschweigend ein, wobei ich mich seinen bizarren Launen geradezu hemmungslos hingab. Die Göttin der Finsternis wollte nicht allezeit bei uns verweilen, aber wir konnten ihre Gegenwart vortäuschen. Bei der frühesten Morgendämmerung schlossen wir die massiven Fensterläden unseres alten Hauses und zündeten mehrere Wachskerzen an, die neben ihrem starken Duft nur ein

ziemlich funzeliges Licht verbreiteten. Mit ihrer Hilfe gaben wir uns Träumereien hin – lasen, schrieben oder plauderten, bis uns die Wanduhr den Anbruch der natürlichen Dunkelheit ankündigte. Dann brachen wir auf, wanderten untergehackt durch die Straßen und führten die Gespräche des Tages fort oder streiften bis tief in die Nacht umher und suchten im Lichter- und Schattentanz der belebten Stadt jenes grenzenlose geistige Vergnügen, das aus der bloßen Beobachtung entsteht.

Bei solchen Gelegenheiten konnte ich nicht umhin (obzwar ich durch seine überbordende Phantasie schon darauf vorbereitet war), Dupins außergewöhnliche analytische Fähigkeit zu erkennen und zu bewundern. Ihm selbst machte es anscheinend großen Spaß, sie anzuwenden – wenn auch nicht, sie vorzuführen –, und er gestand freimütig, welche Freude es ihm bereitete. Er prahlte mit einem leisen, heiteren Lachen, die meisten Menschen seien für ihn offene Bücher, und er bewies ein ums andere Mal diese Behauptung durch unvermittelte und überaus erstaunliche Belege seines Wissens um meine innere Befindlichkeit. Sein Verhalten in solchen Situationen war kühl und abwesend, sein Blick ausdruckslos, während seine Stimme, gewöhnlich ein wohltonender Tenor, in eine Höhe rutschte, die gereizt geklungen hätte, wäre seine Aussprache nicht gleichzeitig bedacht und vollkommen deutlich gewesen. Wenn ich ihn in solchen Gemütszuständen beobachtete, dachte ich oft über die alte Theorie der zweigeteilten Seele nach und amüsierte mich bei der Vorstellung eines doppelten Dupin – dem kreativen und dem analytischen.

Das soeben Gesagte soll aber keineswegs zu der Annahme verleiten, ich würde hier etwas Geheimnisvolles oder gar ein Stück Abenteuerromantik zu Papier bringen. Was ich an dem Franzosen beschrieben habe, war schlicht Ausdruck einer äußerst erregten oder vielleicht auch krankhaften Intelligenz. Die beste Vorstellung von der Besonderheit seiner Ausführungen in solchen Phasen wird vielleicht ein Beispiel geben.

Wir schlenderten eines Nachts eine lange verwahrloste Straße in der Nähe des Palais Royal hinunter. Da wir beide mit unseren Gedanken beschäftigt waren, hatte wohl seit mindestens einer Viertelstunde keiner von uns eine Silbe gesprochen. Da erklärte Dupin unvermittelt:

»Er ist ein sehr kleiner Bursche, das stimmt, und er wäre besser im *Théâtre des Variétés* aufgehoben.«

»Daran kann es überhaupt keinen Zweifel geben«, antwortete ich automatisch und bemerkte zunächst nicht (so sehr war ich in Gedanken), wie außerordentlich das Gesagte zu meinen eigenen Überlegungen passte. Einen Augenblick später besann ich mich und war doch sehr erstaunt.

»Dupin«, sagte ich ernst, »das ist mir unbegreiflich. Ich gestehe, dass ich verblüfft bin und kaum meinen Sinnen traue. Wie ist es möglich, dass Sie wissen, an wen ich denke?« Hier hielt ich inne, um herauszufinden, ob er tatsächlich wusste, an wen ich gedacht hatte. »An Chantilly«, sagte er, »aber warum das Zögern? Sie haben gerade gedacht, dass seine kleine Gestalt zu einer Tragödie nicht passt.«

Das war in der Tat genau das, woran ich gedacht hatte. Chantilly war ein ehemaliger Flickschuster aus der Rue St. Denis, der sich, vom Theater besessen, an der Rolle des Xerxes in Crébillons gleichnamiger Tragödie versucht hatte und für seine Mühen regelrecht von der Presse verrissen worden war.

»Erklären Sie mir um Himmels willen«, rief ich aus, »mit welcher Methode – wenn da eine Methode ist – Sie es fertiggebracht haben, meine Gedanken zu lesen.« Tatsächlich fühlte ich mich ertappter, als ich zugeben wollte.

»Es war der Obsthändler«, erwiderte mein Freund, »der Sie zu der Schlussfolgerung verleitete, dass der Sohlenflicker nicht groß genug ist für Xerxes *et id genus omne*.«

»Der Obsthändler? Sie verblüffen mich. Ich kenne überhaupt keinen Obsthändler.«

»Der Mann, der Sie angerempelt hat, als wir in die Straße eingebogen sind – vor vielleicht fünfzehn Minuten.«

Jetzt erinnerte ich mich, dass tatsächlich ein Obsthändler, der einen großen Korb voller Äpfel auf dem Kopf trug, mich aus Versehen beinahe umgerannt hätte, als wir von der Rue C*** in die große Durchfahrtstraße einbogen, in der wir nun standen. Aber was das mit Chantilly zu tun hatte, wollte sich mir beim besten Willen nicht erschließen.

An Dupin war nicht der geringste Hauch von *charlatanerie*. »Ich will es erklären«, sagte er, »und damit Sie alles klar verstehen, verfolgen wir zuerst Ihre Gedankengänge zurück ab dem Moment, da ich Sie angesprochen habe, bis zum *rencontre* mit dem betreffenden Obsthändler. Die größeren Glieder der Kette sind folgende: Chantilly, Orion, Dr. Nichol, Epikur, Stereotomie, das Straßenpflaster, der Obsthändler.«

Es gibt wohl nur wenige Menschen, die sich nicht irgendwann in ihrem Leben damit die Zeit vertrieben haben, die Schritte zurückzuverfolgen, mit denen sie zu bestimmten Schlussfolgerungen gelangt sind. Das kann durchaus interessant sein, und wer sich zum ersten Mal darauf einlässt, ist verblüfft von der scheinbar unermesslichen Entfernung und Zusammenhangslosigkeit zwischen dem Ausgangspunkt und dem Ziel. Wie groß war also mein Erstaunen, als ich den Franzosen so sprechen hörte und zugeben musste, dass er recht gehabt hatte. Er fuhr fort:

»Wir hatten, kurz bevor wir von der Rue C*** abbogen, über Pferde geredet, wenn ich mich richtig erinnere. Das war unser letztes Gesprächsthema. Als wir in diese Straße kamen, eilte ein Obsthändler mit einem großen Korb auf dem Kopf an uns vorbei und stieß Sie gegen einen Haufen Pflastersteine, die an einer Stelle aufgeschichtet lagen, wo der Fahrdamm repariert wird. Sie traten auf einen der losen Steine, rutschten aus, verknacksten sich leicht den Fuß, wirkten verärgert oder ungehalten, murmelten ein paar Worte, blickten sich nach dem Steinhaufen um und gingen dann

schweigend weiter. Ich habe nicht weiter darauf geachtet, was Sie taten, aber das Beobachten ist neuerdings wie eine Art Zwang für mich.

Sie hielten Ihren Blick auf den Boden gerichtet – musterten mit einer gewissen Gereiztheit die Löcher und Ritzen zwischen den Steinen (ich sah also, dass Sie immer noch an die Steine dachten), bis wir zum Lamartine-Gässchen kamen, das man versuchsweise mit lückenlos ineinandergreifenden Steinen gepflastert hat. Hier hellte sich Ihr Gesicht auf, und die Bewegung Ihrer Lippen ließ mich nicht daran zweifeln, dass Sie das Wort ›Stereotomie‹ murmelten, ein reichlich affektierter Begriff, der für diese Art Pflasterung verwendet wird. Ich war mir sicher, dass Sie nicht ›Stereotomie‹ vor sich hin sagen konnten, ohne zugleich an Atome und damit an die Lehre von Epikur zu denken; und da ich kürzlich in unserem Gespräch dieses Thema erwähnt hatte, auf wie einzigartige Weise, wenngleich kaum bemerkt, die vagen Vermutungen dieses edlen Griechen in der neuesten Kosmogonie der Nebelflecke ihre Bestätigung gefunden haben, schien mir zwingend, dass Sie unvermeidlich Ihren Blick hinauf zum großen Nebelfleck im Orion richten – zumindest habe ich erwartet, dass Sie das tun. Sie haben hinaufgeschaut, und ich war mir nun sicher, dass ich Ihren Denkschritten richtig gefolgt war. Doch in dem vernichtenden Verriss über Chantilly, der gestern im *Musée* erschienen ist, zitierte der spöttische Kritiker, nach einer billigen Anspielung auf die Namensänderung des Schusters beim Anlegen der Kothurne, eine lateinische Zeile, über die wir oft gesprochen haben. Ich meine die Zeile:

Perdidit antiquum litera prima sonum.

Ich hatte Ihnen erklärt, dass sich dies auf Orion bezieht, früher Urion geschrieben. Und da diese Erklärung mit einer gewissen Schärfe vorgetragen war, wusste ich, dass Sie sie nicht vergessen